

Psychopathie: „Was ist denn nun als Ursache der dämonischen Bindung wie auch der Besessenheit anzusehen? Fragt man solche Menschen, die die eben erwähnten Merkmale an sich tragen, eingehender aus, so findet man in der Vorgeschichte sehr häufig den Gebrauch von Zaubermitteln, wie sie in der schwarzen Magie angewandt werden: Das Besprechen oder Besprochensein, die Sünde der Wahrsagerei oder den Besuch von Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen, wie auch die Teilnahme an spiritistischen Sitzungen. Die schwarze Magie ist viel häufiger, als gewöhnlich angenommen wird. . . . Sehen wir in die Bibel hinein so kennt auch die Schrift die Zauberei sehr gut, sie wird in der Apostelgeschichte 19 als „vorwitzige Kunst“ bezeichnet (an dieser Stelle ist auch von Zauberbüchern die Rede). Sie nimmt mitsamt der spiritistischen Betätigung eine Sonderstellung gegenüber andern Sünden ein, wenn es sich dabei um eine Inanspruchnahme von Diensten Satans oder gar um einen förmlichen Vertrag mit Satan handelt. Auch davon berichtet die Schrift (Jesaja 28, 15—18). Denn mit der Inanspruchnahme Satans liefert der Mensch sich unzweideutig Mächten der Finsternis aus, indem er durch Zauberei mit Hilfe satanischer Mächte etwas zu erlangen sucht, was Gott ihm versagt hat“.

Das Buch ist in der Schriftenzentrale zum Preise von Cr\$ 207,00 zu bekommen.

\*

### Aussprache:

Wir weisen noch einmal darauf hin, dass die unter dieser Abteilung erscheinenden Aufsätze und Zuschriften nicht etwa die Meinung der Schriftleitung wiedergeben. Jeder der Amtsbrüder ist für seine wiedergegebene Ansicht persönlich verantwortlich. Das Gleiche gilt auch für das stilistische Niveau der Beiträge. Nicht jeder hat eine schriftstellerische Ader. Aber er hat vielleicht etwas auf dem Herzen, das ihn bedrängt und das er gern im Austausch mit Amtsbrüdern, die in ähnlicher Lage wie er selbst sich befinden, klären möchte. Das sollte ihm nicht verwehrt sein. Wie oft geschieht es doch, dass wir so ein Wort lesen und uns sagen: Ja, das hab ich selber auch schon häufig bedacht, das ist mir aus dem Herzen gesprochen! Oder aber auch: Nein, so geht das nicht! Das ist verkehrt! — Bitte, dann lassen Sie uns doch nicht hinter dem Rücken des betreffenden Amtsbruders über ihn herziehen und uns gar über ihn lustig machen, wie es ja so leicht ist, wenn man etwas Gedrucktes vor sich hat. Sondern lassen Sie uns versuchen ihm eine Antwort zu geben, ihn zu ermutigen oder ihm zurechtzuhelfen.

Alle Zuschriften bitten wir zu richten an: „Studien und Berichte“ São Leopoldo, R. G. S., caixa postal 14.

\*

## Vereinskirche? Obrigkeitskirche? Gemeindegemeinschaft?

Welcher Art soll die Kirche sein?

Amtsbruder Wolff braucht in den *Estudos Teológicos* (Nov. 1955) bei seinen Ausführungen unter dem Titel: „Im gleichen Schritt und Tritt . . . das Bild vom zweierlei Rhythmus, dem der Pfarrer bei seiner kirchlichen Arbeit in unsern Gemeinden folgen soll. Es gibt oder gab aber noch einen dritten Rhythmus, den die Obrigkeitskirche angibt. Ich verstehe darunter jetzt nicht die Synode.

Ein Mitarbeiter in der Synode stellte einmal an mich, als ich das Präsesamt innehatte, die Frage, auf welche Seite er sich stellen solle, auf die des Propstes oder die des Präses. Ich war so perplex, dass ich mich sicher nicht sogleich auf die richtige Antwort besann. Es kam mir nie in den Sinn, dass zwei oder drei Musikkapellen um unsern Schritt werben. Kirche ist Kirche. Ich achtete immer nur auf den einen Rhythmus: Kirche Christi.

Sehen wir uns aber die drei Formen, die eine Kirche haben könnte und nach deren Rhythmus wir marschieren sollten, etwas näher an.

1. Die Vereinskirche. Jedermann weiss, was damit gemeint ist. Vom verpönten Vereinscharakter der Gemeinden war bei uns oft genug die Rede. Ich liebe den Ausdruck nicht besonders, denn er wirft einen Schatten auf unsere Vergangenheit. Es steht aber geschrieben: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Gegenwart und Zukunft sind das Produkt der Vergangenheit. Daher das Gebot von der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, der Geschichte, den Vorfahren.

Eigentlich hätte ich Grund, auf die Vereinskirche zu schelten, und das war jede Gemeinde der ältesten Zeit kirchlicher Arbeit bei uns. Es gab in diesen Gemeinden, die doch die Kirche repräsentierten, greuliche Misstöne. Ein mir nahestehender Pfarrer aus der Reihe der Alten konnte nachts nicht mehr allein ausreiten. Freunde begleitete ihn, er stand in Gefahr, nur weil er aus der Partitur der Musikkapelle der Vereinskirche der Gemeindegemeinschaft einige Misstöne streichen wollte. Gestrichen wurden sie trotzdem. Ein anderer mir ebenfalls nahestehender Pfarrer der alten Garde musste sich aus dem gleichen Grunde die ehrenrührigsten Dinge nachsagen lassen wie u. a. die, dass er Land für seine heranwachsenden Buben brauche und deshalb das Eigentum der Gemeinde an sich reißen wolle, weil er nämlich die gerichtliche Registrierung der Gemeindestatuten und den Anschluss der Gemeinde an die Synode und den Evang. Oberkirchenrat durchsetzen wollte und nebenbei gesagt auch durchsetzte.

Dennoch liebe ich diese Gemeinden. Denn ihnen, aus denen unsere heutige Kirche hervorging, verdanke ich nächst Gott und dem Elternhaus meinen Christenglauben.

Ich darf einmal fragen: Sind denn die Schwierigkeiten und



die Missstände bei uns in Wirklichkeit so viel grösser als in jahrhundertalten Kirchen der alten Welt?

In Österreich kämpft das evangelische Pfarrhaus mit ebenso grossen wenn nicht grösseren wirtschaftlichen Nöten wie wir.

In der Schweiz verfasste ein Pfarrer ein vom Verein guter Schriften herausgegebenes Schriftchen unter dem Titel: „Der Dorf-könig“, in dem er den Spielteufel in seiner Gemeinde bekämpfte. Er erregte damit so viel Unwillen bei seinen Pfarrkindern, dass er auf Knall und Fall die Gemeinde verlassen musste. Er war zunächst obdach- und brotlos, bis er anderswo wieder unterkam.

Ein anderer Pfarrer im gleichen Lande der Freiheit vertrat die Interessen der Arbeiterschaft stärker als den Herren im Gemeindegemeinderat lieb war. Er musste den Wanderstab ergreifen und eine andere Pfarrstelle suchen. Die Beispiele liessen sich mehren. Kirche kann immer nur gebaut werden im Kampf mit der unkirchlichen Welt. Das Pfarramt ist immer ein Risiko. Davon wussten die Propheten des alten Bundes zu sagen. Auch Jesus machte seinen Jüngern für ihre Wander- und Predigtstätigkeit keine rosigen Aus-sichten.

Ich möchte nicht missverstanden werden. In unsern unsichern Zeiten, in denen der Mensch nach Sicherungen sucht, hat auch der Pfarrer ein Recht auf Sicherungen für sich und seine Familie. Der Pfarrer muss oder kann in unsern Tagen kein Franz von Assisi sein, der die Armut zur Braut wählt. Die Synode sucht dem Pfarrer eine standeswürdige Existenz zu sicher. M. E. sind aber nicht wirtschaftliche Rücksichten oder doch sie nicht allein schuld daran, „wenn sich hier im Lande so wenige junge Christen finden, die zu solchem entsagungsvollen Ringen bereit sind“. Bereitschaft dazu setzt etwas voraus, was nicht auf der Strasse liegt. Ein Missionar, der später als Pfarrer unserer Synode hier starb, erzählte mir, dass sein Missionsinspektor vor seiner Abreise aufs Missionsfeld ihn mit den Worten verabschiedet habe: „Lieber Bruder, hoffentlich sehen wir uns nicht wieder.“ Das war gewiss eine harte Rede, aber harte Reden sind dem Evangelium keineswegs fremd. Hinter dem resoluten Abschiedswort des Missionsinspektors stand aber unabdingbarer missionarischer Geist, der auch dem Pfarrer nicht abgehen darf. Aus dem christlichen Haus und der christlichen Gemeinde gehen die Berufsarbeiter der Kirche hervor.

Die Vereinskirche als Kirche der wilden Gemeindegewillkür kann unser Ideal nicht sein. Aber auch vor dem entgegengesetzten Extrem muss die Kirche Christi sich hüten, vor der Obrigkeitkirche.

2. Obrigkeitkirche. So würde ich eine Kirche nennen, in der es nur diese zwei Dinge gibt: Befehlen und gehorchen.

Die Kirchenleitung hätte es leichter, wenn sie nur zu befehlen brauchte und den Missständen wäre abgeholfen, oder wenn sie Stühle im Himmel zu vergeben hätte und an die Werkheiligkeit appellieren könnte, die dem Menschen im Blute steckt. Das würde aber zu einer uns nicht unbekanntem unbiblischen Uniformisie-

rung der Kirche führen, die man Obrigkeitskirche oder auch Priesterkirche nennen müsste und die von manchen bewundert wird, weil sie nicht daran denken, dass über der Einheit die Wahrheit steht und über Macht und Pracht der Gehorsam gegen Gottes Wort und über der Gewissensknechtung die Freiheit der Kinder Gottes und der Glaube, der Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet wurde.

Es war von den Vätern der Synode gewiss weise und evangelisch gehandelt, dass sie nicht eine Kirche aufrichten wollten, in der allein die Kirchenleitung zu sagen hätte, dass sie dagegen alle guten Ansätze im Leben der Gemeinden sorgsam pflegten und zur Entfaltung brachten mit dem Ziel, die Gemeinden mit viel Weisheit und Geduld zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen, dass Bestand und Verheissung hat, was auf Grund des Wortes Gottes als Glaube tief im Herzen verankert ist.

War die bisher getane Arbeit umsonst getan? Standen wir der Situation wirklich „seit Generationen machtlos gegenüber“? Ist es bisher niemand gelungen „mit der Kirche zu marschieren im gleichen Schritt und Tritt“?

Eine Gegenüberstellung lehrreicher Art.

Die s. Z. in Santa Cruz bestehende Synodalschule konnte sich als solche nicht halten. Sie war fortlaufend auf Unterstützung durch den E. O. und andere amtliche deutsche Stellen angewiesen. Trotz Aufrufs rührten sich die Gemeinden nicht. Kategorisch erklärte daher bei einer Synodalversammlung der damalige Propst: „Wenn die Gemeinden sich nicht aufraffen, die Synodalschule zu halten, dann hat die Synode eine Synodalschule gehabt“.

So geschah es auch. Die Schule musste, da Neubauten bevorstanden, von der Synode aufgegeben werden und ging an den Ortsschulverein über.

Dann geschah etwas, was viele in seinen Rhythmus zog: Das schon bestehende Lehrerseminar konnte zu schöner Blüte gebracht werden. Das Proseminar wurde gegründet und gedieh. Das synodale Gymnasium trat ins Leben und wurde zum „Colégio“ ausgebaut. Die Theologische Schule entstand. Vielleicht kommt es einmal auch noch zu einer evangelischen philosophischen Fakultät. Nicht zu vergessen die Diakonie und das Diakonissenmutterhaus und die evangelischen Schulen und Gymnasien im Land, die in der Kirche stehen.

Die Gemeinden schufen das alles nicht allein, aber sie machten die Entwicklung mit. Sie gingen mit: In gleichem Schritt und Tritt.

„Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, dass eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“.

Amtsbruder Wolff hat in seinen Ausführungen gute Vorschläge gemacht, denen man gerne zustimmt. Auch dem der grossen Offensive und der Intensivierung der Wortverkündigung. Bei einem Vor-



schlag stutzte ich: „Die Gehälter der Pfarrer und Diakone müssen von der Kirche aus sicher gestellt werden“.

Da die Synode immer darum bemüht ist, das zu tun, und die Fürsorge für die Pfarrer und ihre Familien in Krankheitsfällen und im Alter mit Erfolg in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat, so muss ich annehmen, dass das „Sichergestelltwerden“ einen besondern Sinn hat und dass dahinter der Gedanke der Zentralbesoldungskasse stehen könnte. Wenn dem so wäre, könnte ich meine Bedenken nicht verbergen. Ich kann die Gründe dafür hier nicht näher darlegen, nur diesen einen: Die Gemeinde ist an den Pfarrer gewiesen und der Pfarrer an die Gemeinde. Letztere ist für den Unterhalt des Pfarrers verantwortlich. Sie weiss das und sorgt für ihn, manchmal freilich in ungenügender Weise und mit Ächzen und Stöhnen. Dann muss die Synode mit Lehren und Mahnen nachhelfen, was vielleicht manchmal systematischer und nachdrücklicher geschehen könnte. Nimmt man aber der Gemeinde die direkte Verantwortung für den Unterhalt des Pfarrers und legt sie der Synode auf die Schultern, und das würde mit der Besoldungsweise durch eine Zentralkasse geschehen, so würde das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der Gemeinde geschwächt werden und ein Weg beschritten, der von der Gemeindekirche weg zur Obrigkeitskirche führen müsste, die ihre Kraft in der Organisation hat und die man auch Juristen- oder Pastorenkirche nennen könnte. Sie kann unser Ideal nicht sein, da ihr zwei wesentliche Merkmale einer biblisch begründeten Kirche abgehen: Die Gliedschaft kraft lebendiger Glaubenshaltung und das Bewusstsein der Verantwortung, andern zum Segen solcher Glaubenshaltung zu verhelfen. Davon soll jetzt noch die Rede sein.

3. Die Gemeindekirche. Sie gibt den Rhythmus an, der aus dem Glauben kommt. Da der Glaube aus dem Wort kommt, das von Gott die Vollmacht hat, ist ein Schrittwechsel ausgeschlossen. Das Wort ist das eigentliche Merkmal der Kirche Christi. Es ist das grosse Mittel, die Gemeinde in Ordnung zu bringen, ein Mittel das noch über das der — wenn auch unentbehrlichen — Bruderhilfe hinausgeht. Es ist der grosse Vorzug der evangelischen Kirche, dass ihr das Wort anvertraut ist, das die Menschen umwandelt, Einsicht weckt, christliche Persönlichkeiten bildet und sie dahin führt, dass sie die Sache der Kirche nicht nur als Mitläufer mitmachen, sondern für sie eintreten. Wenn ich im Amt gesündigt habe, dann wohl dadurch am meisten, dass ich das Wort nicht so im Munde führte, dass Gott es dazu segnen konnte, Glauben zu wecken und in der Gemeinde den Grund zu legen zu der heiligen christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen.

Das Hören auf das Wort und seine Aufnahme führt dann unmittelbar zur Erkenntnis der Verantwortung für die Weitergabe des Segens der Kirche an andere, und wenn auch nur an Kind und Kindeskind. Das geschieht im Sakrament, dem 2. eigentlichen Merkmal der Kirche Christi. Im Festhalten an Wort

und Sakrament auch wenn es scheinbar nur aus Tradition geschieht und die aus ihr erwachsene Kirche störende Flecken und Runzeln an sich trägt, schwingt dann immer nach göttlichem Gnadenwillen etwas mit vom Rhythmus des heiligen Geistes bei der Verkündigung des Wortes und der Verwaltung der Sakramente, wo dann das Bild von den zwei oder drei Musikkapellen nicht mehr gilt, und immer nur der eine Ton zu hören ist von der Menschen Schuld und Gottes Huld, der Sünde Fluch und der Vergebung Kraft, dem Bleiben im Tod und dem Leben in Gott.

Dabei tritt dann ein anderes in den Vordergrund.

„Der Pfarrer ist die Seele der Gemeindepflege“, sagte D. Rortmund einmal. Hier beginnt die grosse Offensive, der geschlossene Vormarsch, das Tun, dem Jesus die Verheissung gibt: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird grössere als diese tun“.

Die Verweltlichung des Lebens, der Säkularismus, die materialistische Auffassung der Welt ohne Gott ist zur Religion geworden, die keine andern Götter neben sich duldet. Ihre Diener setzen alles daran, sie auf allen Gebieten des Lebens zur Geltung zu bringen. Sie sehen allein in ihr das Glück und das Heil der Menschheit. Auch sie hat ihre Märtyrer wie D. Niemöller in seiner Predigt bei der ersten Kirchenversammlung des Bundes der Synoden sagte, denn sie hat Anbeter, die der Religion des Unglaubens ihren letzten Tropfen Blut zum Opfer bringen. Sollen wir uns von ihnen beschämen lassen?

Warum so wenig junge Leute sich zum Pfarramt, so wenig Berufsarbeiter aus den Reihen der Gemeinden zum Dienst sich melden? Fehlt es der Jugend an christlichem Idealismus? Am Geist des Dienens? An Kraft der Hingabe an Dinge, die über den Alltag hinausgehen? Was man von der studierenden evangelischen Jugend hört, spricht dagegen. Vielleicht fehlt es an unsern Methoden der Werbung, an Glaubenswärme, an Glaubensmut, an seelsorgerlicher Initiative.

Was andere können, sollen wir es nicht auch können?

Sollen wir andern zuschieben, was uns zukommt?

Soll das Diasporaseminar wieder eröffnet werden? Nein!

Sollen junge Missionare ausgesandt werden? Ja, mit zusätzlicher Ausbildung für Brasilien. Und dazu Kandidaten, bewegliche Leute, die nicht die Romantik treibt, sondern die Liebe zur evangelischen Sache, die im romanischen Lande bei wachsender Bedeutung des Protestantismus in Südamerika besonderer Förderung bedarf.

Ich sage mit obigem nichts Neues, und will nichts Neues sagen.

Eines aber möchte ich: Wehren der Müdigkeit, die einst den Propheten Elia befahl: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele. Wehren dem Geist der Resignation: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.



Wehren dem Hinschauen auf absterbende Missstände und ermuntern zum herzhaften Entschluss: Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.

Denn „das Wort muss es tun. Bestimmt“. Es ist stärker als die Macht der Menschen, stärker als — „das Gros der Gemeinde“.

Offensive!

Es bedarf dazu keiner neuen Organisation.

Sie beginne in der Stille.

Sie beginne bei denen, die die Seele der Gemeindepflege sind. Bei denen, die sich vom Apostel Paulus gerne an das 2. Kapitel des Philipperbriefes erinnern lassen, an das ganze Kapitel. Und bei denen, die gerne auf Tersteegen hören, der die zusammenruft, die lebendig in der Gemeinde stehen:

Kommt, stärket euren Mut,  
zur Ewigkeit zu wandern,  
von einer Kraft zur andern;  
es ist das Ende gut.

Th. Dietschi.

\*

### Einige vorläufige Glossen zu einer vorläufigen Bemerkung

Das Novemberheft 1955 der „Studien und Berichte“ begann auf der zweiten Umschlagseite mit einer „vorläufigen Bemerkung“ von Ungenannt, welche eine ganze Reihe wichtiger Fragen aufwirft, die es verdienen, einmal ganz eingehend durchdacht und beantwortet zu werden. Das Eingehen auf die angeschnittenen Probleme ist umso bedeutsamer, als bei den kommenden Kreissynoden ja auch über den Beruf des Pfarrers gesprochen werden soll. Trotz der Importanz der mit diesem komplexen Gebiet zusammenhängenden Probleme soll hier keine systematische Abhandlung geschrieben werden, sondern es handelt sich, ganz jener „vorläufigen Bemerkung“ entsprechend, um einige „vorläufige Glossen“, die vielleicht dazu beizutragen vermögen, dass die Referenten auf den Kreissynoden und der Verfasser einer, nach einer „vorläufigen Bemerkung“ doch wohl zu erwartenden, endgültigen systematischen Verlautbarung die angeschnittenen Fragen nicht allzu idealistisch aber auch nicht allzu pessimistisch beantworten werden.

Ja, weshalb bin ich eigentlich Pfarrer geworden? Eine solche Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Unser „innerer Mensch“ ist nämlich viel zu kompliziert gebaut, als dass man da so im Handumdrehen eine erschöpfende Antwort geben könne. Die meisten Menschen sind nicht so gradlinig veranlagt, dass sie ihre Berufswahl auf ein leitendes, alles beherrschendes Motiv zurückführen könnten. Da spielen gar viele Faktoren eine Rolle, z. B. Tradition und Erziehung, äusseres und inneres Schicksal,

kurzum das, was man gemeinhin „Lebensführung“ nennt. Es muss nicht immer eine genau feststellbare „Bekehrung“ (seel. Erschütterung) gewesen sein, die einen Menschen dazu veranlasst, die „geistliche Laufbahn“ einzuschlagen. Es gibt unter den Pfarrern Tausende, die niemals so etwas wie eine „Bekehrung“ erlebt haben, sondern die einfach krisenlos in ihren Beruf hineingewachsen sind oder hineingeführt wurden — und die sehr gute Pfarrer geworden sind. „Krisenlos“ darf nun aber nicht falsch verstanden werden. Es bezieht sich auf den seelischen Vorgang, der mit dem Stichwort „Bekehrung“ angedeutet wurde, nicht aber auf „negative“ oder sonst denkbare Krisen der menschlichen Entwicklung. Viele haben wohl schwere Krisen ihres Glaubens oder ihrer theologischen Überzeugung durchgemacht, aber die meisten gewiss mit Gewinn.

Es hat manch einen gegeben, der, infolge einer solchen Krisis des religiösen Denkens und Empfindens, aus all den oft gegebenen „frommen“ Beweggründen nicht hätte Pfarrer werden können und der sich dann als Student oder Kandidat sagte: Obwohl ich aus den gewöhnlichen Gründen nicht mit gutem Gewissen Pfarrer werden kann, will ich's versuchen, weil es mir klar geworden ist, dass das Christentum so wichtig ist, dass man sein Leben dransetzen muss. Wenn ich auch der Kirche gegenüber manche Bedenken habe und kein Pfarrer nach dem Herzen der Kirchenmänner werden kann, so will ich doch mein Leben dransetzen, mit der Botschaft Jesu den Menschen nach Kräften zu helfen, ihr Leben leichter zu ertragen! Für manch einen war der Grund seiner Berufswahl also der Gedanke, den Mitmenschen **Lebenshilfe** zu bringen. Das war Motiv und Ziel zugleich.

Und die Ideale und Vorsätze? Zunächst einmal der Grundvorsatz, das Gewissen niemals zu vergewaltigen und stets wahrhaftig zu bleiben. Das gilt im Blick auf das Neue Testament und die Geschichte. Aber damit ist's noch nicht genug: Das andere Ideal hiess: Du hast das alte Evangelium nicht in der Sprache Kanaans und nicht in den Begriffen der Scholastik sondern in der Sprache und in den Denkvorstellungen unserer Zeit zu verkündigen. Dann kannst du nicht nur mit gutem Gewissen vor die Menschen der Gegenwart hintreten, sondern kannst auch hoffen, sie wirklich anzusprechen. Dann kannst du wirklich die Stimme der Wahrheit und das Gewissen deiner Umwelt sein. Ideale und Vorsätze, die nicht zu hochtrabend sind und die auch nicht in Vergessenheit geraten, sondern „bleiben“. Solche Vorsätze können gar nicht „unter dem Ärger und den Enttäuschungen des Alltags vergraben werden, denn von ihnen hängt Sein und Nichtsein des Pfarrers als Pfarrer ab. Nicht von Vergrabenwerden und Vergessen, sondern von Wachsen und Vertiefen kann da nur gesprochen werden. Denn die äussere Erfahrung und innere Reifung lässt die Kandidatenideale erst zur richtigen Präzision gelangen. (Dass der Pfarrer doch oft hinter seinen Idealen zurückbleibt, hängt nicht mit dem Ärger und den Enttäuschungen zusammen, sondern



mit dem „alten Adam“ und damit, dass auch der beste Pfarrer nicht aus seiner Haut heraus kann! Dass das Verhältnis des Pfarrers zur Umwelt oft schwierig gestaltet ist, hängt wohl nicht so sehr mit „Schuld von aussen“ oder mit „Verhärtung von innen“ zusammen als mit der ganzen Atmosphäre, mit dem verschiedenen Milieu.

Damit sind wir eigentlich schon bei der Frage nach den „Ansprüchen“. Es herrscht wohl darüber kein Zweifel, dass der Pfarrerstand eine besondere „Klasse“ bildet, eine besondere Klasse infolge besonderer Bildung und besonderen Lebensstandards. Beides darf nicht verlorengelassen, es sei denn, man wäre bereit, die unübersehbaren Folgen eines solchen Strukturwandels zu tragen. Übrigens kann man vom Pfarrer den kulturellen und sozialen Abstieg nicht verlangen, wenn er zu einem solchen Opfer nicht von sich aus bereit ist. Ein solches Opfer wurde bisher vom evangelischen Pfarrer auch niemals gefordert. Er ist sowieso bereit, vieles zu „opfern“, ganz abgesehen von den beliebten Beispielen des Tanzens und Kartenspiels! Es ist ein Opfer um des Berufes willen, Tag und Nacht bereit zu sein, bei Regen oder Kälte usw., um in die entlegensten Häuser sich rufen zu lassen, ohne dass es einem gedankt würde. Es ist ein grosses Opfer, oftmals reden zu müssen wenn einem eher zum Schweigen zumute ist, wenn man „ex abundantia cordis“ pro Tag 3—5 Predigten sich abzwängt, wenn man bereit ist, mit Kreti und Plethi umzugehen, obwohl einem innerlich das Grausen schüttelt! Alle diese Opfer bringt der Pfarrer und redet nicht viel davon. Aber von Zeit zu Zeit scheint es doch angebracht zu sein, einmal daran zu erinnern. Das Opfer aber des kulturellen und sozialen Abstiegs verlange man nicht: Es würde wohl auch schwerlich gebracht werden.

Weil der Pfarrer seinen „Anspruch“ auf den ihm eigenen Lebensstandard (den ja der Beruf natürlicherweise mit sich bringt) nicht aufgeben kann, ist er auch in puncto Gehalt nicht anspruchslos. Sein Gehalt muss nach dem Masse des dem höher Gebildeten Zustehenden bemessen sein. Darüber kann man sich auch in Brasilien nicht einfach hinwegsetzen! *Difficile est, satiram non scribere*. . . Es geht gewiss keinem der Herren Amtsbrüder ums Geldverdienen. Wir wollen uns nicht Schätze sammeln, die Rost und Motten fressen. Wir wollen aber ohne Not und Sorgen leben. Es wäre uns ja nichts lieber, als dass man ohne Geld zu existieren vermöchte. Aber dieser paradiesische Zustand ist ein- für allemal vorbei. Da der Pfarrerberuf weder Zeit noch Kraft für einen Nebenerwerb lässt und schon gar nicht selbst als „Nebenberuf“ angesehen werden könnte muss eine ordentliche Bezahlung gewährleistet sein. Wir können heutzutage nicht mehr Teppiche weben. Wir können auch keine Bilder malen oder Fische verkaufen. Das war nur in Zeiten des Enthusiasmus möglich. Seit der Zeit der Normierung und Regulierung, kurzum: seit sich die Gemeinde zur Kirche geordnet hat und die Anforderungen einer Pfarramtsverwaltung gestellt wurden, ist das nicht mehr möglich. Wie gesagt,

darüber wird man sich auch hierzulande nicht ungestraft hinwegsetzen können.

Auch der Anspruch auf Rückkehr darf dem Pfarrer nicht streitig gemacht werden. Herr Kollege Knäpper hat sehr richtig auf das „Recht auf Heimat“ hingewiesen. (In seinem Aufsatz: „Auswanderung für immer“). Es hat schon manch einen Auslandspfarrer gegeben, der erst in der Fremde so recht die Wahrheit des Bibelspruches erfahren hat: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“.

Alle diese Fragen werden in ein falsches Licht gerückt, wenn man sie konfrontieren will mit der Bemerkung, ob denn der Beruf des Pfarrers nicht vielleicht doch ein anderer Beruf sei als jeder andere. Zunächst einmal müssen wir sagen, dass er wirklich ein Beruf ist wie der Beruf des Schneiders oder Schusters, der eine gewisse „Lehre“ voraussetzt und für den ein gewisses „Handwerkszeug“ nötig ist. Dann muss allerdings auch gesagt werden, dass er sich von den übrigen Berufen unterscheidet, denn Schuhe besohlen kann ich nötigenfalls auch ohne Lust und Freude; Predigen aber kann ich nur, wenn ich wirklich glaube. (Glauben haben heisst aber ganz gewiss nicht orthodox sein!). Damit ist auch das rechte Verhältnis von Beruf und Person gegeben: Wenn ich überzeugt, durchdrungen bin, von dem, was ich auf der Kanzel, im Unterricht und in den Häusern sage, dann wird es niemand einfallen, sich über eine vorhandene Diskrepanz zwischen Beruf und Person bei mir zu beklagen. Wenn ich selber die Anrede Gottes erfahre und danach mein Leben gestalte, brauche ich keine Angst zu haben vor der Tatsache, die unsere Alten in der Sentenz ausgedrückt haben: *vita clerici evangelium populi*. Dann habe ich es auch nicht nötig, mich hinter die drei grossen P zu verstecken: Pose, Pathos, Pastoralität. Dann kann ich echt und ohne Komplexe und — ohne Stehkragen und schwarzer Halsbinde in meine Gemeinde gehen und bin doch der Pfarrer.

Dass ich trotzdem nicht für alle der rechte Mann bin und das rechte Wort finde, braucht mich dann nicht zu bedrücken. Die Religionspsychologie hat den Pfarrer von diesem Alldruck befreit. Sie hat uns gezeigt, dass es unter den Pfarrern wie unter den Leuten verschiedene Typen gibt, die eben einfach nicht zueinander passen. Da darf man sich ruhig auf den Standpunkt zurückziehen, den Rittelmeyer einmal so formuliert hat: „Kann ich nicht für alle reden, so will ich doch für alle sorgen!“

Dieses „Sorgen“ gibt einem dann auch die innere Befriedigung, ohne die man seinen Beruf nicht ausüben könnte, jedenfalls nicht recht. Allen helfen, allen dienen, die Pflicht des Berufes treulich erfüllen — das ist die schönste Befriedigung, die man haben kann. Und dabei befinden wir uns dann ganz auf dem Boden des Evangeliums: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele“.

Und nun noch eine letzte Frage: Ist der Pfarrerberuf nur



innerhalb einer bürgerlichen oder sonstigen Gesellschaftsordnung möglich oder kann er auch in einer ganz anderen Welt unter völlig anderen Gegebenheiten ausgeübt werden — und zwar mit Erfolg? Das ist eine an sich leichte und doch wieder schwierige Frage. Zunächst: Der Pfarrer ist an sich mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung nicht verheiratet. Auch nicht mit einer anderen. Aber: Er ist, wenigstens, soweit es den protestantischen Pfarrer betrifft, aus ihr hervorgegangen und mit ihren Vorzeichen versehen. Und da kann er eben auch nicht aus seiner Haut heraus! Er bleibt in einer anderen Welt mit einer anderen gesellschaftlichen und sozialen Struktur ein Fremdling; er wird die Kluft persönlich nie überbrücken. Er kann sich nur langsam, durch Generationen hindurch, aus dem bürgerlichen Gewande herauschälen. Aber eben in einer langsamen, schrittweisen Entwicklung. Diese Entwicklung hat ja schon länger eingesetzt. Zu Luthers Zeiten z. B. galt das Wort noch etwas und folglich automatisch auch der Amtsträger. In dem Masse, als nun das Wort an Kurs verlor, büsste auch der Pfarrer an Autorität ein. Dann trat im ausgehenden 19. Jahrhundert der Respekt vor der Bildung an die Stelle der Ehrfurcht vor dem „Diener des Wortes“. Das hat sich inzwischen schon wieder verschoben. Heute gelten die Pfarrer als Vertreter eines öffentlichen Machtfaktors. Wer weiss, wie sich in Zukunft das Bild verschieben wird. Aber das ist sicher: Die Kirche wird sich nur sehr schrittweise von ihrer bürgerlichen Umklammerung befreien können — um dann von neuem umklammert zu werden. Es wäre geistige Blindheit, wollte man diesen Sachverhalt in Abrede stellen. Man muss die Konsequenzen daraus ziehen. Und wie sehen diese aus?

Nicht der Pfarrerstand darf absinken, sondern unser Volk muss gehoben werden. Das ist die kulturelle Aufgabe, die der Protestantismus seit seinem Bestehen stets gesehen und angegriffen hat. Von ihr können wir uns nicht lösen. Christentum und abendländische Kultur sind eben ganz innig miteinander verquickt, zeitweilig waren sie sogar, ich sage das absichtlich so ungeschützt, identisch. Darum ist der Zugang zum abendländischen Christentum, welches einfach unser Christentum ist (so sehr dieser Satz manch einem auf die Nerven gehen mag), nur möglich auf dem Wege über die geistige Bildung. Dass wir hier doch ja nicht schwach und unsicher werden möchten! Ich glaube, dass davon die Zukunft unserer evangelischen Kirche in Brasilien abhängen wird — ob es gelingt, das Volk zu heben. Ganz schwarz müsste ich sehen, wenn eine Entwicklung sich anbahnen sollte, die den Pfarrer sozial und kulturell dem jetzigen Niveau des Volkes angleichen wollte.

P. H. Dressel.